

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **58 (1962)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen. Im Auftrag der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen im Verband der Vereine für Volkskunde hrsg. von Alfons Perlick. Freilassing/Salzburg, Otto Müller Verlag. Bd. VI, 1961; gedruckt 1962. 207 S., Notenbeispiele.

Wir stellen mit Befriedigung fest, dass in den Aufsätzen dieses gut präsentierenden Jahrbuches die Ressentimentstimmungen kaum mehr spürbar sind und dass die wissenschaftlich-sachliche Berichterstattung durchaus die Oberhand gewinnt. Damit erfüllt dieses Jahrbuch seinen eigenen Zweck innerhalb der Reihe der seriösen, volkskundlichen Zeitschriften. Denn gerade die soziologischen Probleme der Eingliederung und Behauptung sind ja von Fall zu Fall verschieden und immer von neuem interessant. Der diesjährige Band vereinigt die folgenden Aufsätze: *Eugen Bonomi*, Deutsche aus dem Ofner Bergland in Ungarn erzählen von fahrenden Schülern. Ihre Beziehung zum Wetter macht sie zu einer lebendigen Sagenfigur; sie gelten im Volke als Wettermacher und Zauberer. Ihr Reittier ist ein Drache; häufig haben sie einen Zaum bei sich. Die 26 Texte sind im Dialekt, versehen mit einer kurzen schriftdeutschen Zusammenfassung. *Alfred Cammann*, Bessarabier zwischen alter und neuer Heimat. Es handelt sich um ehemalige Schwaben, welche heute in Niedersachsen wohnen. Die Abhandlung beschäftigt sich mit dem Begriff der «Heimat»; besonders schwierig erweist sich die sprachliche Situation: Schwäbisch und Plattdeutsch. *Karl Horak* bringt Singtänze aus Mittelpolen; es sind 24 Lieder mit Texten, Melodien und Beschreibungen. *Josef Lanz*, Das Eierlesen in den ostdeutschen Sprachinseln; er gibt die Brauchtdarstellungen, die im wesentlichen mit dem süddeutschen und nordschweizerischen Brauch übereinstimmen. Einen schönen sprachlichen Beitrag bringt *Arthur Schoke* mit «Besondere Wortformen im schlesischen Dialekt»; es ist eine alphabetische Liste mit Herkunftsdeutungen. Von *Franz Krins* stammen zwei Abhandlungen. Die eine heisst: «Die masurische Zeitung 'Familienfreund'. Ein Beitrag zur Geschichte der Masuren im Ruhrgebiet». Neben den Polen und Slovenen sind die Masuren eine der wichtigen fremdsprachigen Gruppen, die in das Ruhrgebiet emigriert sind; ihre Zeitung ist zwar nicht besonders bedeutsam geworden, aber sie ergibt aufschlussreiche Einblicke in die Masurenseelsorge. Die zweite Abhandlung nimmt ein Thema auf, das in der letzten Zeit mehrfach behandelt worden ist: «Zur Geschichte der Ostpreussen-Vereine in Nordrhein-Westfalen». Den letzten Aufsatz steuert *Barbara Pischel* bei: «Preussisch-Friedland und seine Parzen». Sie beschreibt das Parzensingen, das mit dem Quempas-Singen gemeinsame Züge aufweist; aber es ist rein evangelischer Volksbrauch, dessen Träger ausschliesslich Knaben sind. – Den Beschluss bilden Forschungsberichte und bibliographische Hinweise. Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, University of Edinburgh. Edinburgh, Oliver & Boyd, Ltd. Vol. 6, part 1, 1962. 120 p.

Aus dem neuen Heft der schottischen Zeitschrift möchten wir vor allem den Aufsatz von *Anne Ross* über Severed Heads in Wells, an Aspect of the Well Cult herausheben, weil er die hochinteressanten Zusammenhänge zwischen Schädelkult und Quellverehrung behandelt. Zunächst werden die archäologischen Belege, wo Schädel bei Quellen gefunden wurden, aufgeführt, dann kommen Beispiele aus der literarischen Tradition des Mittelalters und aus dem eigentlichen Gebiet des volkskundlichen Glaubens. Hieher gehören die Fälle der Volksmedizin, wo man das Heilwasser aus einem Totenschädel trinken muss, damit es wirksam werde. In Heiligenviten wird berichtet, wie ein abgeschlagener Kopf eines Heiligen Anweisungen gibt, wo und auf welche Art eine Quelle entstehe; diese wird dann zur Heilquelle. Es sei noch ausdrücklich erwähnt, dass in den literarischen Texten auch vom «goldenen Bart» die Rede ist. Dass die Tradition des Schädel-Quellkults noch heute besteht, erweisen einige Beispiele von der Insel Skye. Es wäre sicherlich aufschlussreich, das von der Verfasserin gegebene Material zu vergleichen mit den Erwähnungen der «Heiligenminne» und des Trinkens aus Schädeln, und zwar auf gesamt-europäischem Boden.

Die vier weiteren Aufsätze befassen sich mit den Melodien und Rhythmen des Dudelsacks (*R. L. C. Lorimer*, *Studies in Pibroch*), dem Bericht eines Volkserzählungssammlers aus Shetland (*L. G. Johnson*, *Laurence Williamson*), der soziologisch aufschlussreichen Studie einer zweisprachigen Kleinbauerngemeinschaft (*James Ross*, *Bilingualism and Folk Life*) und zwei Besiedlungsplänen auf der Insel Barra in den Äusseren Hebriden (*Margaret C. Storrie*, *Two Early Resettlement Schemes in Barra*). Bei den kleineren Beiträgen finden sich einige, welche für einen weiteren Kreis interessant sind. *W. F. H. Nicolaisen* steuert aus dem reichen Flurnamenmaterial, das er bearbeitet, einen Aufsatz über die Verwendung des Wortes *lane* in Galloway bei. – Bei der Trockenlegung eines Moores wurden früher gelegentlich Wände aus Torf stehen gelassen; darüber wurde ein Strohdach errichtet, so dass «moss houses» entstanden. Über ein solches Moorhaus gibt es einen Bericht aus dem Jahre 1792. E. Evans kennt den Haustyp auch aus County Antrim in Irland. – Einen höchst vergnüglichen Beitrag liefert *Hamish Henderson* mit seiner Liste von Zigeuner-Übernamen; in vielen Fällen hat der Zigeuner zwei Übernamen, wovon einer der offizielle, ihm bekannte ist, und der andere derjenige, der nur gebraucht wird, wenn er ihn nicht hören kann. – Ein Ergebnis erst der jüngeren Zeit, der sog. «vorindustriellen» Zeit, ist das Verbrennen von Seetang im westlichen Hochland zur Gewinnung von Pottasche: *Iain A. Crawford*, *Kelp Burning*. Wildhaber

Tradizioni. Rivista di letteratura popolare delle tre Venezie. Padova, Libreria Universitaria. 2 (1962), 1. Heft, 32 S.

Die von Gianfranco D'Aronco gegründete Zeitschrift «Tradizioni» tritt ihr zweites Jahr an. Das erste Heft enthält die Fortsetzung der wissenschaftstheoretischen Abhandlung von *Albert Marinus*, *Le cheminement de la pensée folklorique*, den Beginn einer Untersuchung von *D'Aronco* über Strambotti del secolo XV tratti da un codice veronese, einen hübschen Aufsatz von *Umberto Marcato*, der sich mit der Arte religiosa popolare di Chioggia befasst (er beschreibt den typischen, festlichen Barkenschmuck der Fischer von Chioggia und einige religiöse Wandmalereien) und die Beschreibung der Danze popolari del Friuli von *Antonio Cornoldi*. Wildhaber

Acta ethnographica academiae scientiarum hungaricae. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1962. Bd. XI, Faszikel 1–2: 239 S., Abb.

Ortutay und die Mitherausgeber der Acta ethnographica, Bodrogi, Gunda und Tálasi, verstehen es, in jedem Doppelheft interessante Aufsätze aus mancherlei Sparten zu vereinigen. Im ersten Doppelheft des Jahres 1962 schreibt *Imre Katona* über «Types of work groups and temporary associations of seasonal labour in the age of capitalism». (Der Ausdruck «capitalism» gehört der kommunistischen Nomenklatur an; gemeint ist die Zeit, in welcher die Arbeiter noch das Streikrecht besaßen.) Die Studie ist ein Abschnitt aus einem geplanten grösseren Werk über das Leben der ungarischen Erdarbeiter; sie stellt einen gut geschriebenen und gründlich belegten Beitrag aus dem Grenzgebiet Soziologie–soziale Volkskunde dar. Jede Gruppenbildung ist ja um der gestaltenden Faktoren willen bedeutsam. Diese Faktoren und die individuelle Zusammensetzung der Gruppen werden von Katona zunächst untersucht (Eignung zur betreffenden Arbeit; Wohnsitz; Verwandtschaft; Altersgruppen). Die besonderen Aufgaben und die Stellung des Arbeitsgruppenleiters werden eingehend behandelt. Dann werden einige Arbeitseinheiten analysiert: ausser den Erdarbeitern noch die Erntearbeiter, Drescher, Fischer, Treidler, Holzhauer; ihre Arbeitsweise wird besprochen, ferner die Verteilung der gemeinsam verdienten Entlohnung; schliesslich wirft Katona noch einen Blick auf die Vereinigungen, welche gemeinschaftliche Verpflegung und Unterkunft haben. Weitere Charakteristika solcher Arbeitseinheiten sind einer späteren Untersuchung vorbehalten. – Ein Grenzgebiet der ungarischen Volkskunde – im wahrsten Sinne des Wortes – stellt die «Verbreitung des Fruchtebrottes in Ungarn» dar, wie sie von *Eszter Kisbán* behandelt wird. Das Fruchtebrot ist im eigentlichen ungarischen Kerngebiet kaum bekannt; nur der schmale Grenzstreifen von Südwesttransdanubien kennt es. Die Verfasserin geht methodisch sehr geschickt vor; sie zeigt zunächst die Verbreitung des Fruchtebrottes in den deutschsprachigen Gebieten

Europas auf Grund der Atlaskarten von Deutschland, Österreich und der Schweiz (auf der Kartenskizze S. 121 liegt Basel dort, wo wir Schweizer gewöhnt sind, Genf zu suchen). Sie beschreibt die brauchtümlichen Beziehungen dieses Brotes, vor allem in Österreich. Demgegenüber stellt sie heraus, wie es sich im ungarischen Grenzstreifen verhält; sie kommt zum Ergebnis, dass hier das Früchtebrot kein organischer Bestandteil der Volkskultur ist, obschon es in vielen Dörfern von einem nicht geringen Teil der bäuerlichen Bevölkerung noch gebacken wird. Sie bringt auch genaue Einzelangaben, wie es hergestellt wird und wie die volkstümlichen Namen dafür lauten. (Zum Ausdruck «Zelten» und seiner Bedeutung sei verwiesen auf Oskar Rhiner, Dünne, Wähe, Kuchen, Fladen, Zelten. Frauenfeld 1958). – *Vilmos Diószegi* fährt mit seinen kenntnisreichen Schamanenstudien weiter. Diesmal berichtet er von der ethnischen Gruppe der Tuva, die zur Hauptsache in Sibirien lebt, in kleineren Gruppen aber auch in der Mongolei zu finden ist. Bei diesen Tuva mischen sich ihre eigenen ethnischen Wesenszüge mit Einflüssen von Mongolen- und Turkstämmen. Diószegi geht im einzelnen auf das Aussehen und die Tätigkeit dieser Schamanen ein: Kopfbekleidung, Mantel, Fussbekleidung, Zaubertrommel; die interessanten Photos verdienen einen speziellen Hinweis. – Zum europäischen Bereich gehört noch die kleine Abhandlung von *János Manga* über «Die Harfner der Plattenseegegend». Es sind Zigeunerharfner, welche er uns mit ihren Instrumenten und der Spieltechnik vorstellt.

Wildhaber

K. C. Peeters, Volkskundige aantekeningen. Nota's en bibliografie bij «Eigen Aard». Antwerpen, De Vlijt, 1962. 287 S., Sach- und Personen-Register.

Ein ganz ausgezeichnetes Nachschlagewerk für den gesamten Bereich der vlämischen Volkskunde; es ist gemeint und geplant als bibliographische Ergänzung zum grossen vlämischen Volkskundebuch «Eigen Aard» (1946 u. 1947), dem eine geplante bibliographische Ergänzung aus Raumgründen nicht mehr beigegeben werden konnte. K. C. Peeters, Professor an der katholischen Universität von Löwen und «Stadtcommissarius» von Antwerpen, hat sie nun in vorbildlicher, grosszügiger Weise durchgeführt und, unter Einbeziehung des Materials bis Ende 1961, zum Abschluss gebracht. Die Einteilung richtet sich im wesentlichen nach derjenigen der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie. Das Buch ist nicht gedacht als eine «Einleitung in die Volkskunde»; aber dadurch, dass es bei jedem Kapitel eine Einführung in den heutigen Stand der Forschung und in die wichtigsten Probleme der Diskussion in prägnanter, klarer und objektiver Weise bringt, bietet es Richtlinien; es macht den Forscher und den Studenten auf alle Einzelheiten aufmerksam, sodass sie sofort erkennen können, wie weit die Erkenntnisse in einem bestimmten Gebiet gediehen sind, oder wo noch beträchtliche Lücken vorhanden sind. Es ist ein erstaunliches Wissen, das hier in einer Bibliographie mit mehr als 4000 Titeln für Vlämisch-Belgien ausgebreitet wird. In einer gewissen Hinsicht mag man Peeters' Buch mit Bachs Deutscher Volkskunde vergleichen.

Wildhaber

Prinzipielles zur Volkskunde

Élisée Legros, Sur les noms et les tendances du folklore. Liège, Éditions du Musée Wallon, 1962. 47 S. (Collection d'études publiée par le Musée de la Vie wallonne, 1). Mit seiner gewohnten, scharfsinnigen Akribie führt uns Legros auf eine «promenade à travers les pays et au cours des derniers siècles», wie er in seiner Einleitung erklärt. Es geht ihm darum aufzuzeigen, was die verschiedenen Forscher der verschiedenen Kulturkreise unter dem Wort «folklore» verstanden haben, oder, anders ausgedrückt, welche Gebiete (in soziologischer und fachlicher Sicht) sie der Folklore subsumieren wollten. Dass Legros bei seinem historischen Überblick mit dem angelsächsischen Bereich anzufangen hatte, ist klar. Von hier geht er zu den kontinental-europäischen Völkern und Ländern über: Finland, Skandinavien, Deutschland, Österreich, Schweiz, Russland (und, summarisch, weiteren slavischen Ländern), Belgien, Spanien, Portugal, Italien, Frankreich. Ich kenne keine andere, knappe Zusammenfassung, welche derartig gut ausgewogen und mit sorgfältigen bibliographischen Angaben versehen, die einführende Übersicht über die europäische Volkskunde ermöglichen würde.

Die südamerikanischen – insbesondere die argentinischen – Volkskundler sind in letzter Zeit erfreulich aktiv geworden. Als Folge des Internationalen Volkskundekongresses in Buenos Aires, 1960, wurde eine «Comisión internacional permanente de Folklore» gegründet, unter deren Auspizien drei gut präsentierende Hefte erschienen sind (bei der Dirección General de Cultura, Buenos Aires). Das erste gibt die Beschlüsse des Kongresses (die Bedeutung erhalten könnten in Hinsicht auf das Wirken der CIAP). Im zweiten Heft stellt *Félix Coluccio* eine Adressliste von Volkskndlern in der ganzen Welt zusammen (Guía de folkloristas), die man dankbar zur Hand nehmen wird, vor allem was südamerikanische Adressen angeht (die Auswahl der europäischen Adressen dürfte etwas zufällig sein). Das dritte Heft bringt auf 71 Seiten eine recht nützliche Bibliographie über argentinische volkskundliche Arbeiten aus den Jahren 1956–1960 (Contribución a la bibliografía folklórica argentina), zusammengestellt von *Augusto Raúl Cortazar* und *Carlos Dellepiane Calcena*.

Jürgen Werner führt seine, letztes Jahr in der Zeitschrift für Volkskunde begonnene, kritische und mit grösster Umsicht ausgeführte Übersicht über die «Sprichwortliteratur» in der gleichen Zeitschrift (1962, 114–129) weiter; sie ist wiederum gedacht als Ergänzung und Korrektur zu Molls «Sprichwörterbibliographie». Eine sehr verdienstliche Arbeit!

Bruno Schier, Karl Rhamm (1842–1911), Wegbereiter der volkskundlichen Kulturraumforschung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 9 (1962) 1–18. Die Würdigung, welche Bruno Schier in feinfühleriger Weise zur 50. Wiederkehr des Todestages von Karl Rhamm verfasste, wird zu gleicher Zeit zu einem bedeutsamen Beitrag zur Geschichte der deutschen – und «interethnischen» – Volkskunde überhaupt. Hausforschung und Kulturraumforschung werden in den Rahmen der historischen Entwicklung hineingestellt. Bruno Schier, der ja an dieser Entwicklung ebenfalls massgebend mitbeteiligt ist, ist zur Darstellung dieses Geschehens der berufene Mann. Wildhaber

J. Pieters, De doods-, begrafenis- en rouwgebruiken in het arrondissement Dendermonde. Gent, De Bond der Oostvlaamse Folkloristen, Oscar de Gruyterstraat 36, 1960. 135 S., Abb.

Etwas verspätet erhalten wir diese ausgezeichnete Studie über Totenbräuche im vlamischen Kreis Dendermonde; sie erhielt den Alfons De Cock-Preis; in ihrer Anordnung hatte sie sich nach den Bestimmungen des Preisausschreibens zu halten. Die Arbeit gliedert sich in vier klar geschiedene Abschnitte. Da das Buch in vlamischer Sprache geschrieben ist und keine anderssprachige Zusammenfassung enthält, gebe ich hier eine kurze Inhaltsübersicht: 1. Besorgung der Leiche und Bräuche vor dem Begräbnis. Unter anderem wird das Leichenstroh erwähnt, das im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jh. ausgestorben zu sein scheint. Früher wurde ein Kreuz aus Stroh vor die Türe des Trauerhauses gelegt; eine Photo zeigt, dass dies 1949 noch im Gebrauch war; heute wird allerdings fast immer das Prozessionskreuz aus der Kirche geholt und neben die Türe des Trauerhauses gestellt. Esswaren werden entfernt, Uhren angehalten, Spiegel zugedeckt, Fenster geschlossen; der Tod wird den Haustieren angezeigt. Totenläuten; Leichenwache; Tod den Nachbarn anzeigen. 2. Begräbnis. Hinaustragen der Leiche aus dem Haus. Leichenzug; wo die Leiche getragen wird, macht man Halte; es werden aber keine «Totenraststeine» erwähnt. Totenweg. Beschreibung des Leichenwagens. Rolle der Zünfte und Bruderschaften. Verteilung von Totenandenken. Begräbnis von Kindern. Verwendung der Totenkrone; eine Photo zeigt, dass sie einer reichgeschmückten Brautkrone entspricht. 3. Nach dem Begräbnis: Leichenmahl, Leichenbier. Das Tragen der Trauer. Danksagungskarten. Totenmessen und Jahrzeiten. Grabsteinsetzung. 4. Das Grab selber. Der Totengräber; das offene Grab. Grabschmuck an Allerseelen. Gräberbesuch. – Wäre es nicht möglich, diesen verdienstvollen und aufschlussreichen Beitrag zur vlamischen Volkskunde ins Deutsche oder Französische zu übersetzen? Wildhaber

Gaetano Perusini, Vita di popolo in Friuli. Patti agrari e consuetudini tradizionali. Florenz, Leo S. Olschki, 1961. XXX, 321 S. (Biblioteca di «Lares», 8).

Perusini vertritt seit vielen Jahren eine sehr ausgeprägte Seite der italienischen Volks-

kunde; zunächst ist er Friulaner und lässt damit ein Gebiet zum Wort kommen, das für viele andere italienische Volkskundler eher etwas am Rande liegt, das aber gerade für uns Schweizer höchst anregend ist; dann beschäftigt er sich insbesondere mit dem Agrarrecht, das wiederum mehrfach mit seinen altertümlichen Rechtsformen einer ländlichen Gemeinschaft zu Vergleichen mit unseren Alpengegenden geradezu verlockt. Er vereinigt in diesem Buch acht, schon früher publizierte, teilweise schwer zugängliche Studien. Im friulanischen Agrarrecht findet sich noch so manches recht Altertümliche, das sich moderner Codifizierung entzogen hat; es geht im allgemeinen zurück auf Formulierungen und Bestimmungen des 14.–16. Jahrhunderts. Es ist interessant zu verfolgen, was davon bis heute geblieben und noch in Kraft ist, oder wie sich Bestimmungen entwickelt haben, bedingt durch veränderte Lebens- und Arbeitsbedingungen. Perusinis Beitrag zur rechtlichen Volkskunde ist zustandegekommen auf Grund eigener Erfahrungen und ausgedehnter archivalischer Studien. Es handelt sich immer um «ländliche Gewohnheitsrechte», um «Volksrechte», «mos regionis», womit nicht ein entstelltes, offizielles Recht gemeint ist, sondern der Ausdruck von bäuerlichen Gewohnheiten, welche neben dem römisch-kaiserlichen Recht weiterhin bestehen blieben. Solche Volksrechte mögen rein lokal begrenzt vorkommen, doch finden sie sich auch auf bemerkenswert weiten Gebieten. Im einführenden Abschnitt gibt Perusini eine Beschreibung der Lebenshaltung der Agrarbevölkerung im Spätmittelalter, vornehmlich im venetischen Friaul. Von den folgenden Aufsätzen sollen drei namentlich herausgehoben werden. Der erste betitelt sich «I contratti agrari in Friuli durante il dominio veneto»; hier geht der Verfasser auf die verschiedenen Formen des Vertragsabschlusses ein, ferner auf die Fragen, was bei einer Auflösung des Vertrages zu geschehen habe, wenn der benützte Boden sich merklich verbessert oder verschlechtert hat. Es verdient betont zu werden, dass Perusini jeweils eine grosse Zahl sorgfältig zusammengetragener Belegstellen aus Gemeinde- und Familienarchiven beifügt. Eine interessante Abhandlung befasst sich mit «Il contratto di soccida in Friuli». «Soccida» heisst «Viehpacht» und «Pachtvieh»; früher wurde viel häufiger als heute vom «soccidante» Vieh einem «soccidario» zu guten Händen übergeben; es ergeben sich daraus eigentümliche Rechtsverhältnisse. Die grösste Studie beschäftigt sich mit den «Consuetudini giuridico-agrarie della provincia di Udine», also mit dem agrarischen Gewohnheitsrecht der Provinz Udine. Der Verfasser geht ein auf Besitzverhältnisse; Alprechte und Weiderechte in Höhenlagen; Wasserrechte; Fischergenossenschaften; Verkaufsbedingungen und -usancen für Vieh, Früchte, Getreide; Spend- und Befräftigungstrunk; Gemeinschaftsbesitz; Grenzrecht (mit Einschluss von mehreren Belegen für Grenzzeugen); Masse der verschiedensten Art. Ein Glossar und drei Register beschliessen das wertvolle Buch.

Wildhaber

Kristine Lind Grøttland, Daglig brød og daglig dont. Fra nord-norsk husstell og hjemmeliv. In Zusammenarbeit mit *Andreas Ropeid*. Oslo/Bergen, Universitetsforlaget, 1962. 196 S., Abb.

Es ist sehr wohl möglich, dass derartige, persönlich gefärbte Schilderungen aus dem eigenen Erleben etwas von der Frische und dem direkten Angesprochensein verlieren würden, wenn man sie übersetzen würde. Und doch möchte man es sich bei solchen Büchern sehr wünschen; denn ich fürchte, ihr Wirkungskreis ausserhalb des Norwegischen dürfte recht klein bleiben. Die Verfasserin ist 1883 in Nordnorwegen als Tochter eines regsamen Bauern und Fischers geboren; sie wurde Haushaltlehrerin. Aus Veranlagung und Berufskennntnissen hat sie das richtige Verständnis für das tägliche Leben eines Bauern. Sie schildert mit besonderer Gründlichkeit den täglichen Arbeitsgang, die verschiedenen Mahlzeiten, die Speisen (Brote, Mehlspeisen), dann die Gewürz- und Nutzpflanzen auf den Bergen, im Garten und auf dem Feld, Milch und Milchprodukte, Eierspeisen, Schlachten und Fleischspeisen, Fische. Daran schliesst sie einige Kapitel aus der Arbeit des Jahres und den Frühjahrsarbeiten des Bauern. Das Buch endet mit Abschnitten über die Wöchnerin, Konfirmation, Hochzeit, Begräbnis, Weihnachtsbrauchtum. Wildhaber

Aufsätze aus den Gebieten von Brauch und Glauben

Leopold Schmidt, Rot und Blau. Zur Symbolik eines Farbenpaares. In: *Antaios* 4 (1962) 168–177. Vorsichtig und überlegen geht L. Schmidt der Symbolik der beiden Farben Rot und Blau nach; es sind Farben, die eindeutig mit der Geschlechtssymbolik zu tun haben. Er weist dies nach an Beispielen aus dem Brauchtum um Geburt, Hochzeit und Tod, um mit einem interessanten Ausblick auf «das Geschlecht der Gottheit und um dessen farb-symbolische Kennzeichnung» zu schliessen.

Herbert Fischer, Rot und Weiss als Fahnenfarben. In: *Antaios* 4 (1962) 136–153. Fischers psychologische Geschlechtermythologie, mit der Rot und Weiss für ihn in einem weitgespannten Umkreis – geographisch und inhaltlich – zu tun haben, ist höchst anregend. Wir können einige volkskundlich-methodische Einwände nicht verhehlen; sie sind allerdings hinfällig, wenn die Menschen auf der ganzen Welt in gleichen Bahnen denken und gleiche Vorstellungen haben, d. h. wenn wirklich Rot und Weiss zu zwingenden Archetypen gehören sollten. Aber trotz allem: wir haben seine Studie mit Genuss gelesen.

Anton Dörner, St. Kümmerin in Österreich. Zur Verkörperung eines Menschheitsmotivs als Volksfigur. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 44 (1962) 120–129. Mit der überlegenen Literaturkenntnis, die wir an Anton Dörner gewöhnt sind, geht er den Deutungen der Kümmerin- und Wilgeförtisgestalten nach, wie sie seit dem grossen Werk von G. Schnürer und J. M. Ritz in den verschiedensten Ländern vorgelegt wurden. Dörner deutet an, dass er in Kürze das Problem zum Anlass nimmt, um «die Geschichte der bildlichen Entwicklung der Kümmerin zunächst von der dahinter wirkenden fraulichen Volksfigur aus dem Hochmittelalter, einer mythischen und mystischen Helferin und Mittlerin der Menschheit, zu scheiden und beider Neben- und Miteinander vor allem durch österreichische Überlieferungen klarzulegen.»

Niko Kuret, I fuochi di Pasqua presso gli Sloveni. In: *Ce fastu?* 37 (1961) 72–79. Kuret, ein ausgezeichnete Kenner und Feldforscher des slovenischen Brauchtums, gibt hier eine prächtige Skizze über die Osterfeuer in Slovenien. Sie ist allerdings schon beinahe völlig historisch; während der zwei Weltkriege verweltlichte die ehemals streng religiöse Sitte und wurde immer mehr zu einer Belustigung der Jugend (wie sie sonst beim Johannisfeuer üblich war); heute ist sie fast ganz verschwunden. Kuret zeigt auf einer instruktiven Karte die unregelmässig verteilten Verbreitungsgebiete des Brauches, der sich südlich nur noch in Kroatien nachweisen lässt. Die Feuer werden oft in kunstreichen Formen aufgestellt. Es gab auch Gegenden, in denen neben den Feuern Fackeln angezündet wurden; mit ihnen «suchte man Christus». Häufig war es besonders wichtig, dass das Gut eines Bauern von Rauch bedeckt war.

Jules Vandereuse † et *René Meurant*, Les Géants du Brabant Wallon. In: *Annuaire de la Commission royale belge de Folklore, Section wallonne*, 12 (1958–59; publiziert 1961) 151–183; auch als Separatum: 37 S., Abb. Meurant dürfte wohl der gründlichste Kenner der belgischen Riesenfiguren sein. Als Ergänzung zu seinen vorhergehenden Studien legt er – in Zusammenarbeit mit dem unterdessen verstorbenen Jules Vandereuse – einen Aufsatz über das wallonische Brabant vor, wo Riesenfiguren in Nivelles (älteste Erwähnung vor 1457) und in einigen wenigen anderen Orten vorkommen. In Nivelles gibt es zum Goliath auch eine Riesin und ihren Sohn Lolo. Früher waren sie auf ihren Umzügen von Tieren begleitet: Drache, Adler, Löwe, Einhorn, Kamel und «cheval godet» (auch cheval-jupon, «Juntenrössli»). Meurant gibt genaue Beschreibungen über Aussehen und Auftreten all dieser Gestalten (mit instruktiven Zeichnungen). Die Riesenfiguren der anderen Orte sind alle jüngeren Datums; Meurant stellt fest, dass es durchaus nicht ausgemacht ist, ob sie sich in den Gemeinschaften halten werden («les réactions deviennent fort tièdes», «les jeunes demeurent indifférents»). Damit wird Meurants Aufsatz auch ein wertvoller Beitrag zur Brauch-Biologie und Brauch-Soziologie.

Evel Gasparini, Studies in old Slavic religion: *ubrus*. In: *History of Religions* (University of Chicago), vol. 2, no. 1, 1962, 112–139. Vor einigen Jahren hat Milko Matičetov über das slovenische Weihnachtsbrot *poprtnik*, das mit einem Tuch bedeckt wird, im Slovenski

Etnograf eine Studie geschrieben. Sie gab den Anlass zu Gasparinis neuer, religionsgeschichtlicher Abhandlung. Er baut damit auch seine frühere Arbeit über das doppelte Begräbnis weiter aus; überdies stützt er sich auf Ränks Buch über die heilige Hinterecke. Es handelt sich um das Tuch, in das die Gebeine der Toten für das zweite Begräbnis eingewickelt werden; es ist weiterhin das Tuch, mit dem die Ikonenbilder geschmückt werden und das als Zügel für die Rosse des Leichenwagens verwendet wird; endlich ist es das Tuch, mit welchem Weihebrote bedeckt werden. Mit überraschenden, geistreichen Kombinationen und Schlüssen gelingt es Gasparini, die «heilige Hinterecke» in neuen Beziehungen zum Totenkult zu sehen. Das Tuch, *ubrus*, ist geradezu eines der wesentlichen Elemente dieses kräftegeladenen Hausteils; es heisst sogar das «Geistertuch»; es ist «heilig» geworden durch die Berührung mit dem Toten. Gasparini untersucht nun besonders eingehend die Verbindungen zwischen dem Tuch und den «Totenbrotten».

Elfriede Grabner, Der «Wurm» als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und Südosteuropäische Beiträge zur allgemeinen Volksmedizin. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 81 (1962) 224–240. Die Grazerin Elfriede Grabner hat bereits mit mehreren Arbeiten gezeigt, dass sie sich gründlich in die Probleme der allgemeinen Volksmedizin eingearbeitet hat; vor allem beschäftigt sie das Ineinandergreifen und gegenseitige Beeinflussen von Schulmedizin und Volksmedizin. Bei ihrer vorliegenden Abhandlung stellen wir mit grosser Befriedigung fest, wie die Arbeitsvorhaben der ostalpinen Arbeitsgemeinschaft auch ihre eigenen werden; sie weitet die südösterreichischen Belege aus auf die slavischen (und ungarischen) Nachbarschaften und Kontaktlandschaften. Wir möchten sehr wünschen, dass sie auf diesem fruchtbaren Gebiet der interethnischen Beziehungen weiterarbeitet. Diesmal gibt sie eine schöne, klar disponierte Übersicht über verschiedene Krankheitsvorstellungen, die einem Wurm zugeschrieben werden; es handelt sich um den Herzwurm, den Hirnwurm, den Zahnwurm, den Fingerwurm, den «Dracunculus» oder Haarwurm und ganz allgemein um den Wurm als Bewohner des menschlichen Körpers.

Leopold Kretzenbacher, Lichterschwemmen als Kultbrauch. Zu Geschichte, Verbreitung und Sinngebung eines Feuerbrauches in Mittel- und Südosteuropa. In: Zbornik za narodni život i običaje (Zagreb) 40 (1962) 281–294. Bei Kretzenbachers Aufsätzen erlebt man immer und immer wieder das beglückende Gefühl, dass hier ein Wissenschaftler seine Gedanken niederschreibt, dem es zugleich um das «Mensch-Sein» geht, um das ringende Bemühen, zu Erkenntnissen zu gelangen, welche nichts zu tun haben mit rassistischen und staatlichen Vorurteilen und Engstirnigkeiten. So werden unter seiner Hand die Themen, welche er aufgreift, zu weiten und reifen Überblicken. Diesmal ist wohl das Brauchtum in Österreich, Jugoslawien und Bulgarien sein Hauptanliegen (und auch «sein» regionales Gebiet), aber er zieht mit überlegener Sachkenntnis die Belege aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und weiteren Ländern heran, vergleicht sie in wohlgeordneter Zusammenstellung und kommt zum Schluss, dass die äusseren Formen des Lichterschwemmens in weiten Gebieten Europas einander ähnlich sind, dass aber die Termine verschieden sind. Sie stehen hauptsächlich in Zusammenhang mit alten Daten aus dem Sonnenlauf; von daher mögen sie auch ihren ursprünglichen Sinn haben; er hat sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte mehrfach gewandelt.

Leopold Kretzenbacher, Europäisches Kulturgut in den Kärntner Volksbräuchen. In: Kärnten in europäischer Schau (Graz 1961) 1–10, 8 Abb. auf Tafeln. In diesem prächtig geschriebenen Aufsatz geht es Kretzenbacher nicht so sehr um die grossen, allbekannten Erscheinungsformen des kärntnerischen Volksbrauches, sondern um einige weniger bekannte, die in Kärnten ihre eigenartige Ausbildung erfahren haben, andererseits aber ausgeprägt mit dem Geistesgut der gesamten Südostalpenländer, ja von ganz Europa, verbunden sind. Es sind: der Totentanz, die Kettenkirchen und das Kirchleintragen. Beim Totentanz führt er die bildhafte Gestaltung des Themas in Meznitz an¹; er weist aber auch auf den gespielten, getanzten Totenreigen hin. Die Kettenkirchen gehören in den grossen

¹ Weiter ausgreifend hat Kretzenbacher das Thema der «Totentänze im Südosten» schon früher behandelt in: Ostdeutsche Wissenschaft, Jahrbuch des Ostdeutschen Kulturrates (München) 6 (1959) 125–152, 4 Taf.

Zusammenhang der Volksbräuche um den hl. Leonhard (wobei das Problem der Kirchengürtung, ganz allgemein, gestreift wird). Für das «Kirchleintragen» ist auf den oben erwähnten Aufsatz von Kretzenbacher über das Lichterschwemmen hinzuweisen.

Leopold Kretzenbacher, Begegnung in Erbe und Erlebnis. Zur Volkskultur im deutsch-slawischen Grenzraum der Südostalpenländer. In: Ostdeutsche Wissenschaft, Jahrbuch des Ostdeutschen Kulturrates (München) 9 (1962) 428–459. In dieser Abhandlung stellt Kretzenbacher einige eindrucksvolle Beispiele religiösen Volksbrauches des Südostalpenraumes zusammen. Die Bräuche, die er aus eigenem «Erleben» auf seinen Wanderungen schaute, und die «Erbe» aus alter Kontinuität heraus darstellen, sind: der Vierbergerlauf mit dem Dreinagelfreitag (der ihm Gelegenheit gibt, die Erscheinung der «Mehrberge-Wallfahrt» etwas eingehender zu besprechen), das Kirchleintragen und Lichterschwemmen (wobei es um das magische Lichterbrauchtum zur Zeit des Mittwinters oder der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche geht), und die Osterfeuer (mit dem Scheibenschlagen und dem Sommersonnwendfeuer). Wildhaber

Irmgard Hampp, Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. Stuttgart, Silberburg Verlag Werner Jäckh, 1961. 284 S., 2 Abb.

Etwa 3000 Zaubersprüche verteilt auf ein Sprachgut aus 5000 Jahren – zur Hauptsache europäische und wenige als Quelle oder zum Vergleich gewählte aussereuropäische wurden hier untersucht. (Übrigens ist auch die Schweiz mit ca. 100 vertreten.) Da das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Stuttgart Auftraggeber war, sind vor allem württembergische handschriftliche Quellen ausgewertet worden, aber diese Konzentration auf oberdeutsches Material macht um so deutlicher, dass regionale Unterschiede klein sind, gemessen an den gemeinsamen Strukturelementen des Zauberspruchs durch die hier erfassten Räume und Zeiten. Alle, von den indischen über den zweiten Merseburger Spruch bis in die heute noch «lebenden», entstammen einer Grundsicht magischen Denkens und folgen seinen Vorstellungen und Gesetzen, im Sinne etwa der «Elementargedanken» Bastians.

Der Zauberspruch ist, auch in seinen poetischen Formen, immer zielgerichtet, er wendet sich an ein Objekt, an ein Du. Der ichbezogene, grundsichtige Mensch bittet darin um Schutz oder Hilfe. Da «das Leben des Menschen am stärksten durch Krankheiten aller Art bedrängt wird» (S. 27), dominiert der Heilspruch für Mensch und Tier. Der magische Mensch macht sich im Bewusstsein der Sympathie des Alls, im Glauben vor allem an die Macht der Person und des Worts die verborgenen Mächte dienstbar, durch Befehl («Mein Wille geschehe!»), d.h. er beschwört mit dem wirkenden Wort. Der religiöse Mensch nähert sich dem Numinosen in Ehrfurcht («Dein Wille geschehe»), d.h. er betet. «Das Objekt des Segens (vgl. Alpsegen) aber ist der Mensch, der zwischen Gut und Böse steht, vom Bösen gefährdet, der Hilfe der guten Mächte bedürftig» (S. 137). Gilt der Segen «der höhern Macht, die dazu gebracht werden soll, Hilfe zu spenden», dann nähert sich der Segen dem magischen Gebet. Das Stilmittel der direkten Anrede gibt also ein echtes Kriterium zur Unterscheidung der im Titel angegebenen drei Kategorien. Dabei wird wohl beachtet, was die moderne Volkskunde vertritt: dass «religiöser Glaube und magischer Glaube als psychologische Erscheinungen nicht zu trennen sind». Was nun den Inhalt betrifft, so gilt wie immer in der Volksmedizin: Zauber- und Erfahrungsmedizin verschmelzen. Schon im 12. Jahrhundert wird im Longinussegen empfohlen «ole des olepoums und scaphwolle» auf die Wunden zu legen. Nach den Grundsätzen der Therapie machen es die Sprüche wie die Schulmedizin: Symptome oder Ätiologie stehen im Vordergrund. Die Ordnung des Materials nach Formen und Typen ist nicht neu, aber hier mit philologischer Sorgfalt und behutsamen, klugen Interpretationen verbunden. Die drei wichtigen Grundtypen sind nach Irmgard Hampp 1. die subjektive Beschwörung (uns vertraut aus dem «Blut zu Blut»), 2. die Verbindung subjektiver Form mit objektiven Elementen («Wie der Jordan stehe dein Blut») und 3. die rein objektive Erzählung (wie etwa: «Es gingen drei heilige Frauen...») In der Erzählung wird die Kraft des magischen

Wortes auf das Wirken mythischer Mächte übertragen. Was primär ist: Mythos oder Magie, muss offen bleiben, sagt die Verfasserin. Leider, und das betont auch die Verfasserin, entstammt ihr Material vorwiegend schriftlichen Quellen, die nie verraten, ob die aufgezeichneten Sprüche zur Zeit der Niederschrift noch in Funktion sind. Auch heute gelten für die Heilspruchweisheit strenge Gesetze der Geheimhaltung und Weitergabe. Ausser den Volkskundlern ist auch Philologen und Theologen mit dieser vielfältigen, klug geordneten und weise kommentierten Stoffsammlung gedient. M. Möckli, Zürich

Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. Bd. 2: Amulette, Zauberformeln und Beschwörungen. Wiesbaden, Harrassowitz, 1962. 245 S., 143 Abb., Register.

Erstaunlich rasch ist dem Wallfahrtsband jener gefolgt, der Objekte und Formen der abergläubischen Praxis sowie die Schutz-, Zauber- und Beschwörungshandlungen umfasst. Überraschend wirkt die Vielfalt von Amuletten, die im vordern Orient darum so beliebt sind, weil der einfache Mensch dort fast ausschliesslich an übernatürliche Kräfte (Dämonenwirkung) als Ursache für Unfall oder Krankheit glaubt. Denn nach wie vor ist der «böse Blick» an allem Übel schuld, wird doch heute noch geglaubt, dass rund zwei Drittel der Bevölkerung an dessen Folgen, d. h. hauptsächlich aus Neid ihnen übelwollender Personen sterben würden. Amulette aller Schattierungen, tierischer und pflanzlicher Art sind deshalb die aktivsten Hilfsmittel eines im Orient ganz selbstverständlichen magischen Automatismus. Man kann die gängigsten Typen in den Bazarvierteln der Städte leicht erwerben. Ihr Anwendungsbereich erstreckt sich von den gewöhnlichen fruchtbarkeitsfördernden oder gute Geburt verheissenden Medien bis zu solchen, denen man eine Wirkung sowohl als Ladenschutz wie auch zur Anlockung von Kundschaft zuschreibt. Und das meiste solcher Einzelobjekte mit spezifischer Zwecktendenz findet sich wiederum in den häufigen Amulettketten, Sammelamuletten in der Art jener alpenländischen Fraisketten, die hier um ihres höheren Wirkungsgrades willen hauptsächlich über den Führersitzen der Chauffeure angebracht sind. Kompositamulette in Kettenform dienen ausserdem zum Schutz von Haustieren. Eine ausgesprochen orientalische Erscheinung jedoch dürften Räucherungen zu Zauberzwecken, wiederum gegen den «bösen Blick», sein. Am Rande der Magie und in engerer Beziehung zum Islam als Hochreligion aber stehen jene dem religiösen Volksbrauch vertrauten Amulette und Anhänger, die man als Pilgerandenken aufhebt (Heilige Erden u. a.).

In den unzähligen Varianten der Schriftamulette lebt die Tradition altbabylonischer und assyrischer Beschwörungstexte weiter. Die Schriftmagie des Amulettanhängers spielt hier eine grosse Rolle. Dem Aussenstehenden aber würden alle diese Buchstaben-Namen, Quadrat- und Zahlenkonfigurationen unverständlich bleiben ohne Einblick in die Zauberliteratur. Man ist deshalb dem Verfasser dankbar, dass er die wichtigsten Zauberzeichen und -texte an Hand der von ihm selbst gesammelten Amulette erklärt; dabei wird u. a. auch auf einen, eigens für den Autoren handgeschriebenen Schutzbrief eines Nigriers hingewiesen. Eigentümliche Spielformen einer wildwuchernden magischen Praxis stellen ausserdem die sog. «Schreckbecher» dar: es sind dies, mit magischen (Schrift-) Zeichen bedeckte Kupfer- oder Messingschalen, zu Heilzwecken gebraucht, indem man daraus Wasser, worin rostige Eisenstücke eingelegt waren, dem Kranken zu trinken gibt, im Glauben, dass dieses Wasser durch die Gewalt der eingravierten heiligen Zeichen heilkräftig sei. Im letzten Kapitel bietet Kriss sodann noch besonders anschauliche Schilderungen von eigentlichen Kulthandlungen mit magischen Tendenzen, denen die Verfasser teilweise selbst beiwohnen konnten. Der «Zar» z. B., eine Art Initiationsritus, um Besessene durch Dämonenbeschwörung zu heilen, ist zu allererst eine frauliche Tanzzeremonie, die der, mit den Praktiken des Volkskultes einzigartig vertraute Autor sogar an sich selbst vollziehen liess.

Den mit trefflichen Photos wiederum schön ausgestatteten Band beschliesst ein Anhang, worin wesentliche Ergänzungen zu den Kultbräuchen (Tanz- und Opferzeremonien) nachgetragen sind. Walter Tobler

Sachvolkskunde

Im Jahrbuch 1961 des Janus Pannonius Múzeum in Pécs/Ungarn beschreibt *László Mándoki* die Buscho-Masken¹. Es sind Holzmasken der im Komitat Baranya ansässigen kroatischen Schokazen. Der Verfasser wird sich mit den Fastnachtsbräuchen dieser Schokazen eingehender befassen; vorläufig gibt er eine Art Bestandesaufnahme dieser verschwindenden Holzmasken, mit zahlreichen Abbildungen. Die deutsche Zusammenfassung gibt noch keine Übersicht über Alter der Masken und ihre Schnitzer. Der Beitrag ist wichtig für die Maskenforschung.

Leopold Schmidt, Zur Verbreitung des einbeinigen Melkschemels im westlichen Kärnten. In: *Carinthia* I, 152 (1962) 290–301. Schon vor einigen Jahren hatte sich L. Schmidt in einer höchst anregenden Arbeit mit dem Thema des einbeinigen Melkschemels beschäftigt (in: *Folk-Liv* 1957/58, 135–156). Seither hatte Fritz Krüger eine zwar knappe, aber übersichtliche Zusammenstellung zum Melkstuhl überhaupt gegeben (in: *Anales del Instituto de Lingüística, Mendoza*, 7, 1959, 53f.). Darin führt er auf Tafel VI einen einbeinigen Melkschemel aus der Auvergne vor (nach M. Busset, *Le vieux pays d’Auvergne*, 1924). Wenn L. Schmidt von diesem Gerät erklärt, dass «dessen absolut alpenländische Geltung bisher noch nie bestritten wurde», mag er schon recht haben, und zwar einfach deswegen, weil manchen Forschern die Literatur ausserhalb ihres Sprachbereichs nicht immer bekannt ist. Doch möchte ich sofort hinzufügen, dass alle anderen mir bekannten Belege aus den Alpenländern oder ihrem Vorgebiet stammen. (Die Pyrenäen scheinen meist den dreibeinigen Schemel zu haben.) Schön sind die Nachrichten, die L. Schmidt auf Grund einer Befragung im westlichen Kärnten uns mitteilt.

Kustaa Vilkkuna, Altnordisches *beysti*. In: *Commentationes fenno-ugricae in honorem Paavo Ravila* (Helsinki 1962) 611–623. Eine schöne und weit ausgreifende Studie um das Wort *beysti* und seine Bedeutungen im skandinavisch-finnischen Bereich. In den ältesten literarischen Belegen bedeutet es das von einem erlegten Stück Grosswild oder vom Rumpf des geschlachteten Schweines losgehackte grösste und beste Fleischstück. Doch dann ergeben sich weitere Bedeutungsentwicklungen. Es wird zunächst zur Festspeise, dann zum reichlichen Essen, und gar zu einem ein ausschweifendes Leben führenden Menschen. Daneben kommt in Finland der Familienname *Pöysti* öfters vor. Vilkkuna bringt diese und weitere Wandlungen in Zusammenhang mit den vorzeitlichen Verhältnissen, als «im Haushalt der Waldbewohner die Beschaffung eines eigenen Fleischvorrates mit zu den wichtigsten Beschäftigungen zählte». Wildhaber

Maurits De Meyer, De volks- en kinderprent in de Nederlanden van de 15e tot de 20e eeuw. Antwerpen/Amsterdam, Standaard-Boekhandel, 1962. 621 S., 184 Abb., 14 kolorierte Taf. 4^o. (Auflage 600 Ex.).

Zu den «klassischen», grossen Prachtausgaben über die Imagerie gehören die Werke von L. Duchartre und R. Saulnier, *L'imagerie populaire* (1925) und *L'imagerie parisienne* (1944), von P. L. Duchartre, *L'imagerie populaire russe* (1961), von E. van Heurck und G. J. Boekenoogen, *Histoire de l'imagerie populaire flamande et de ses rapports avec les imageries étrangères* (1910) und *L'imagerie populaire des Pays-Bas, Belgique, Hollande* (1910), und von Achille Bertarelli, *L'imagerie populaire italienne* (1929; von M. De Meyer in seiner Literaturliste nicht angeführt). Dazu gehört nun ohne Zweifel auch das wunderschöne Buch von Maurits De Meyer. Bis zu einem gewissen Grade nimmt es sogar eine ganz besondere Stellung ein, weil es das Gebiet der Imagerie von den mannigfachsten Gesichtspunkten aus angeht. Man wird sich zunächst fragen, worin es sich von den oben erwähnten Büchern von E. van Heurck und G. J. Boekenoogen unterscheidet, welche regional einigermassen mit ihm zusammenfallen dürften. De Meyer selber setzt sich zu Beginn seiner Einleitung mit dieser Frage auseinander. Er sagt, dass die zwei früheren Bücher in der Hauptsache die Turnhoutschen Drucke verwerten und beschreiben, und dass die Darstellung der Niederlande daneben beträchtlich zu kurz gekommen sei. Ein

¹ Busómaszok, 159–179, 20 Abb., 9 Taf. Deutsche Zusammenfassung.

weiterer, wesentlicher Punkt sei, dass die Turnhoutschen Drucke alle aus dem 19. Jahrhundert datieren, und obwohl noch einige wenige frühere Drucke aufgeführt seien, fehle eine gesamte geschichtliche Darstellung eigentlich völlig. Wie zutreffend diese Behauptung ist, zeigt uns De Meyers Werk in überzeugender Klarheit. Ursprünglich wollte der Verfasser die vlämischen Drucke nicht einbeziehen und nur auf van Heurck für sie verweisen. Doch ergab sich dann so viel älteres, unbekanntes Material und auch eine starke Erweiterung des neuen, dass eine Ausdehnung auf das vlämische Gebiet, und damit eine gänzlich neue Darstellung, sich durchaus rechtfertigte. Zudem zeigte sich, dass Druckstöcke zwischen den nördlichen und den südlichen Teilen der Niederlande ausgetauscht wurden; Händler verkauften vlämische Drucke in den Niederlanden; für diese Drucke wurden falsche Firmanamen aufgedruckt; die Probleme waren also zu sehr ineinander verflochten.

Die Einleitung macht uns bekannt mit der Bedeutung der Drucke als Kulturdokument auf der einen Seite, und andererseits mit derjenigen, welche sie für die Volksbildung hatten. Aus dem Prospekt einer Verlegerfirma vernehmen wir z. B., dass die Drucke im Detailhandel in Bündeln von 500, 3000 oder 13 000 Stück abgesetzt wurden. Grossisten konnten bei den Verlagen Drucke mit ihrem eigenen Firma-Aufdruck bestellen. Bei einer einzigen Firma betrug der jährliche Umsatz an Drucken vier Millionen.

Nachwirkungen des Mittelalters und der Renaissance haben sich in den späteren «Volksdrucken» erhalten. Immer wieder sind Wechselwirkungen zwischen «hoher Kunst» und «Volksdrucken» nachweisbar. De Meyer grenzt seinen Begriff «volks- en kinderprint» gegen die Ausdrücke «Bilderbogen» und «imagerie populaire» ab. In sein Buch nimmt er nur diejenigen Drucke auf, welche ungefähr 30 × 40 cm gross sind, und welche ein Bild oder mehrere Bilder mit der nötigen Beschriftung haben. Neujahrswünsche, Oster-, Pfingst- und Kirchweihbriefe sind nicht berücksichtigt; auch die «Spieldrucke», vor allem das Gänsepiel, sind nicht dazu gerechnet. Ebenfalls weggelassen sind die Einblattdrucke der «Aktualitäten», die sog. «canards» (Morde, Missgeburten, Himmelserscheinungen¹), und die Wallfahrtswimpel (drapelets) und Andachtsbilder. De Meyer behandelt die «Volksdrucke», welche später «Kinderdrucke» geworden sind. Die Unterscheidung zwischen Volksdruck und Kunstdruck erfolgt aus rein praktischen Erwägungen: Volksdrucke wurden auf gewerblichem Wege hergestellt und waren für die grosse Masse bestimmt. Der Ausdruck «Volk» bezieht sich also auf die «Bestimmung» der Drucke und hat nichts zu tun mit der «Ausführung». Auch auf diesen Punkt der «Ausführung» geht der Verfasser gründlich ein. Es werden die verschiedenen Druckweisen behandelt: der Holzschnitt – wobei in älteren Drucken die Beschriftung Teil des Druckstockes bildete und erst bei späteren Blättern nachträglich hinzugedruckt wurde – und der bedeutend seltenere Kupferstich, wie es für die Niederlande Gültigkeit hat (im Süden sich jedoch anders verhält). In den Niederlanden sind nur ungefähr die Hälfte der Drucke koloriert, und auch diese kolorierten Drucke sind sparsam in den Farben: meist sind es deren nur zwei oder drei; sie werden häufig als Tupfen mit dem Daumen aufgetragen. Während die Kolorierung mit Schablonen in den Niederlanden die Ausnahme war, bildete sie in Belgien die Regel. Die Drucke dienten zum Lesen und zur Unterhaltung; von den Kindern wurden sie oft ausgeschnitten.

Nach diesen vorwiegend terminatorischen und technischen Ausführungen folgen die drei Hauptteile des Werkes: 1. die Übersicht über die historische Entwicklung vom 15. bis in das 20. Jahrhundert; gerade für das 15. und das 16. Jahrhundert kann De Meyer schönes, unbekanntes Material beibringen. 2. Ein ganz ausgezeichnete Katalog der Herstellerfirmen und ihrer Produktionen, jeweils mit einer kurzen geschichtlichen Einleitung in die Firma. Dazu eine Aufzählung der verschiedenen grösseren und kleineren Sammlungen von Bilderbogen in staatlichem und privatem Besitz. 3. Die Ikonographie, d. h. die behandelten Themata der Drucke. Es ist klar, dass gerade dieser Teil für den Volkskundler äusserst bedeutsam ist, denn von hier aus führen die Wege zu Sprichwörtern und Rätseln, zu Glaubensvorstellungen, zur Kenntnis von Berufen und Spielen, zur Er-

¹ Vgl. hierüber die Bücher von Fehr und Schenda.

zählliteratur. Wir möchten dem Leser wenigstens einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Materials bieten; denn keines der früheren Imagerie-Werke ist in solcher soliden Ausführlichkeit auf dieses Thema eingegangen. De Meyer unterscheidet sechs Gruppen ikonographischer Themata: zunächst die religiösen und die historischen, welche sich im üblichen, festen Rahmen halten. Dann kommt die höchst ergiebige Gruppe der allegorischen Motive. Hieher gehören: Lebensalter, Liebesbaum, Streit um die Hosen¹, Altweiber-mühle, Totentanz, spielende Tiere (Schweine spinnen, Affen musizieren), Verkehrte Welt, Schlaraffenland, Sprichwörterdarstellungen, Darstellungen der vier Jahreszeiten, der zwölf Monate, der sieben Wochentage, der vier Elemente und der fünf Sinne, der Hennen-greifer. Eine bedeutsame Rolle spielt auch die Gruppe der satirischen Themata: Quack-salber, Karikaturen (z. B. auf Nasenformen), Zwerge. (Man denke auch immer an die derb-realistischen, oft karikaturistischen Bilder niederländischer Maler; man denke an Hieronymus Bosch; man denke an die zahlreichen Versuchungen des hl. Antonius). Auch die literarischen Motive sind interessant: Aesops Fabeln, Genoveva, Eulenspiegel, Dr. Faust, Fortunatus; sogar Wilhelm Tell findet sich. Die letzte Gruppe bilden die didaktischen Motive: die Abc-Drucke (Alphabete mit Säugetieren oder mit Vögeln), die Berufe (wobei vor allem die seltenen «Kleinberufe» wichtig sind; viele Berufs-Blätter weisen auch die zugehörigen Strassenrufe, *les cris*, auf), die Kinderspiele, die für uns ergötzlichen Drucke mit den Kinderschreck-Gestalten, die Blätter zum Jahreslauf: Neujahr, Dreikönigstag, Nikolaustag, Kirchweih. – Gelegentlich finden sich auch Blätter des 18. Jahrhunderts mit «Schiffsportraits»; ob von ihnen ein Weg weiterführt zu den Schiffsbildern des 19. Jahrhunderts, wie sie aus Norddeutschland, Dänemark und Norwegen hundertfach belegt sind (Werke darüber aus Belgien und den Niederlanden, wo sie eigentlich auch zu erwarten wären, sind mir nicht bekannt), kann ich nur vermuten. – Wir möchten mit Vergnügen betonen, dass wir De Meyers Buch als einen höchst bedeutsamen, aufschlussreichen und anregenden Beitrag zum Thema der Imagerie betrachten.

De Meyer hat mit erlesenem, köstlichem Material eine grossartige Ausstellung dieser Drucke im Volkskundemuseum der Stadt Antwerpen vom 1. September bis 15. November 1962 veranstaltet; hierüber gibt ein schöner Katalog von 55 S. und 21 Abb. Aufschluss.
Wildhaber

Elisabeth Reynst, Friedrich Campe und sein Bilderbogen-Verlag zu Nürnberg. Mit einer Schilderung des Nürnberger Kunstbetriebes im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. im Auftrag der Stadt Nürnberg, Schul- und Kulturreferat, von der Stadtbibliothek, 1962. 65 S., 1 Portrait. (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Nürnberg, 5).

Die vorliegende Studie unterscheidet sich von anderen Bilderbogen-Arbeiten durch die Betonung des eigentlichen «Kunstbetriebes», also der mehr gewerblichen und soziologischen Seite, der Schilderung der Popularisierung der Kunst und der Wissenschaft, wie sie im 18. Jahrhundert so stark hervortritt. Der «Kunstverlag» wird zu einem auf den Bedarf ausgerichteten Gewerbe; die Masse verlangt das Bild, also wird es ihr gegeben. Es entstehen die grossen Bildverlage in Frankreich, in Augsburg, in Nürnberg; die Verleger nennen sich «Kunst- und Kurzwarenhändler». Es werden «Kunstblätter» herausgegeben, Zeitschriften, in denen als eine verspätete, bürgerliche Erscheinung des Rationalismus Aufsätze abgedruckt werden wie «Eine vorteilhafte und geschwinde Gänsemästung». Wir erfahren auch, dass Bilder ballenweise verschickt wurden bis nach Konstantinopel und Sibirien, aber auch nach Frankreich. Nachdem die Verfasserin diesen Nürnberger Kunstbetrieb des 18. Jh., mit den damaligen Verlegern, dargestellt hat, schildert sie vor allem die Person und das Wirken Friedrich Campes. Er kommt 1805 nach Nürnberg. Mit ihm fängt ein neuer Abschnitt in der Gestaltung des Bilderbogens an; Campe will das Publikum erziehen, und danach richtet er seinen Verlag und dessen Produktion ein. Die Verfasserin erklärt, dass die «Aktualitäten», die er herausbringt, dem Volke das bedeuteten «was die Bilder in den Kirchen für den Analphabeten». (Die For-

¹ Mit dem Thema hat sich besonders der verstorbene Direktor des Ethnographischen Museums in Ljubljana, Boris Orel, eingehend befasst.

mulierung scheint mir etwas unglücklich zu sein; vielleicht ist sie bedingt durch die Zeitumstände: die Arbeit wurde 1942/43 verfasst.) Sicher ist, dass Campe viel Wissensstoff in die breiten Massen getragen hat; in diesem Sinne ist die Bezeichnung «Volkspädagoge» durchaus für ihn gemäss. Ihn reizte die neuartige Aufgabe, das grosse Publikum als Abnehmer zu erfassen. Seine Bilderbogen sind «Volksausgaben» deutscher Dichtungen, sind volkstümliche Formen der Wissensübertragung. Der Gedanke der Erfassung der Kriegsgeschehnisse seiner Zeit in Bildreportagen dürfte seine eigene Idee gewesen sein; bei ihm kann man «Weltgeschichte für ein paar Pfennige pro Blatt» studieren. Satiren und Karikaturen bilden einen weiteren Zweig seiner Verlagstätigkeit; religiöse Bilder sind hauptsächlich für den Absatz im protestantischen Norddeutschland bestimmt. Mit seinem Tode stirbt das Bilderbogen-Verlagsgeschäft in Nürnberg aus; den Nachfolgern fehlt die Initiative zu neuen Aufgaben. – Es ist ganz erstaunlich, wie «modern» in Ideen und Auffassungen die Verfasserin Campe und seine Zeit vor uns hinstellen vermag. Wildhaber

O. Bihalji-Merin, Bogosav Živković. *The World of a Primitive Sculptor. Photographs* by D. Kažić. London, Thames & Hudson, 1962. XVI S. Text und 47 Taf. 4^o.

Bihalji-Merin ist einer der besten Kenner der alten und der jungen Kunst in Jugoslawien; in einigen ganz ausgezeichneten Publikationen hat er sich dafür eingesetzt, dass die Kunst seines Landes im Ausland bekannt wird. Für ihn bedeutet Kunst das Verbundensein mit dem Volk; es ist die religiöse Kunst früherer Zeiten («Fresken und Ikonen. Mittelalterliche Kunst in Serbien und Makedonien») und die Kunst der volkstümlichen Laienmaler («Das naive Bild der Welt»), in welcher das Wesen des jugoslawischen Volkes für ihn wahrhafte Gestalt annimmt. Seit vielen Jahren gibt er – oder gab er – die Zeitschrift «Jugoslavija» heraus, deren gehaltvolle Hefte weit über dem Durchschnitt einer üblichen «Touristen-Werbezeitschrift» stehen. Auch in diesen Heften hat er sich des öfteren um die naiven Maler bemüht. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn es ihm nun gelungen ist, auch einen «naiven» Bildhauer ausfindig zu machen, den er in einem würdigen Bilderbuch präsentiert. Solche «Volks-Bildhauer» finden sich in allen Ländern sehr selten. Wir hätten für Polen auf einige wenige, aber erstaunlich begabte Schnitzer hinzuweisen, so auf Jędrzej Wawro und Leon Kudła; ihnen wäre in Rumänien Ion Stan Pătraș¹ an die Seite zu stellen. Nun werden wir bekannt gemacht mit einem Serben, geboren 1920 in Leskovac in Südserbien, am Oberlauf der Morawa. Die Torturen, welche er während des Krieges erleiden musste, scheinen sein späteres Leben bestimmt zu haben. Das Schlangenerlebnis bedroht ihn in Angstträumen. Er erzählt, wie er einmal noch halb schlafend aufsprang, eine Axt ergriff und auf ein Stück Holz solange losschlug, bis daraus die Gestalten eines Mannes und einer Schlage wurden. Abgesehen davon, dass dieses Schlangenerlebnis eines der üblichen Erregungserlebnisse sein könnte, ist es doch bemerkenswert, dass nicht sehr weit weg von Leskovac, auf mazedonischem Boden, Reste eines Schlangenkultes vorhanden sind, wie wir von Filipović erfahren haben². – Ein genussreicher Beitrag zum Thema der «Zwischenkunst». Wildhaber

Claus und Liselotte Hansmann, Calvaires. München, SchloendornVerlags-GmbH., 1962. 246 S., zahlreiche Tafeln in Schwarzweiss und Farben. 4^o.

Die Bretagne bildet eine der ältesten Sakrallandschaften Europas; es ist die Landschaft der vorchristlichen Menhire und Dolmen, der Steinalleen und Steinkreise. Das Christentum zieht diese «heidnischen» Kultobjekte durch Einmeisselung seiner Symbole teilweise in seine «Volksreligion» ein. Daneben überlagert es diese altertümliche Schicht mit einem auffallend dichten Netz seiner eigenen Geisteswelt. Nirgends sonst findet sich eine derartige Menge von Kalvarienbergen; und wenn Liselotte Hansmann, die für den liebevoll und einführend geschriebenen Text verantwortlich ist, schreibt, dass man mit gutem

¹ *Radu Bogdan*, Ion Stan Pătraș, un meșter popular din Maramureș: Studii și cercetări de istoria artei 5 (1958), nr. 1, 53–71.

² *Milenko S. Filipović*, Folk religion among the orthodox population in Eastern Yugoslavia: Harvard Slavic Studies 2 (1954) 359–374.

Gewissen behaupten könne, es seien die bretonischen Kalvarienberge «die prächtigste Blüte europäischer Volkskunst, auf jeden Fall deren gewaltigste Tat», dann braucht man nur die unerhört eindrucksvollen und meisterhaften Photographien ihres Mannes Claus Hansmann sich anzuschauen, um zu spüren, weshalb sie zu ihrem Urteil kam. Dieses Buch mit seinen Calvaires stellt wahrhaftig eine «mächtige Bilddokumentation des Glaubens» dar, wir möchten allerdings gerne etwas einschränkend hinzufügen: des Volksglaubens. Denn das Leben, welches sich da um diese Kreuze mit ihren Assistenzfiguren abspielt – die gelegentlich über 100 Einzelfiguren umfassen – ist durchaus volkstümlich: ernst religiös und gläubig fromm, und daneben herb-realistisch, mit der spürbaren Freude am theatralischen Pomp und Geschehen. Sie gehören dabei gar nicht etwa nur der Barockzeit an, in der man diese Haltung als «zeitgemäss» ansehen würde; mit dem Ende des 15. Jahrhunderts setzen diese Kalvarienberge ein, und gleich die ältesten sind schon wahre Prunkstücke der Gestaltung. Sie bilden einen Teil der zusammengehörigen Sakralanlage: Kirche, Friedhof, Triumphtor, Beinhaus und Kalvarienberg. Die szenischen Gruppen, welche sich an den Sockeln und auf den Absätzen dieser mächtigen Steinberge finden, gehören beinahe samt und sonders der Passionsgeschichte und dem Neuen Testament an; daneben sehen wir auch Pestheilige (vielleicht im Zusammenhang mit der europäischen Pestsäulensetzung; es ist sehr wahrscheinlich, dass einige dieser Kalvarienberge ihre Entstehung einem Pestgelöbnis verdanken) und Lokalheilige, die man vergeblich in einem offiziellen Heiligenkatalog suchen würde. Beim Calvaire in Lannédern hat es zwei bretonische Heilige, welche auf einem Hirsch reiten: St. Thélan und St. Edern. Die Astansätze am Kreuzesstamm, wie man sie öfters feststellen kann, scheinen ebenfalls eine typisch bretonische Ausprägung des Kreuzes zu sein. An Wallfahrtstagen standen die grösseren Kalvarienberge, die einen Aufgang haben, im Dienste der Wallfahrt; dann wurde von oben herunter gepredigt. Die beiden Verfasser möchten mit ihrem herrlichen Bildbuch diese faszinierende Welt allen denen zeigen, welche sich am gestalteten Reichtum der Volksfrömmigkeit begeistern können. Den Beschluss des Buches machen einige prächtige Aufnahmen von Heiligenstatuen, so vom Kopfträger St. Symphorien und von einem wunderschönen Franziskus mit stigmatisierten Händen. Wildhaber

G. F. Hartlaub, *Der Gartenzweig und seine Ahnen*. Eine ikonographische und kulturgeschichtliche Betrachtung. Heidelberg, Heinz Moos Verlag, 1962. 60 S., 24 Kunstdrucktafeln. 22 × 24 cm. DM 14.80.

Manuel Gasser hat kürzlich in der «Weltwoche» ein Interview mit dem Berner Kunsthändler Jürg Stuker geschildert; er berichtet, dass Stuker das Statuenvolk eines oberitalienischen Barockparks aufgekauft und dann im Garten seines Wohnsitzes gezeigt habe. «Seither werden», so fährt Gasser weiter, «diese Figuren zu Hunderten eingeführt, und man kann kaum einen grösseren Garten der Schweiz betreten, ohne den durch ihn in Mode gebrachten 'Gartenzweigen der oberen Zehntausend' zu begegnen». Aber damit, dass man diese verschämte und leicht peinliche Liebe als «Modeströmung oberer Schichten» abtun will, ist die Sache nicht getan. Dazu sind die historischen Wurzeln doch zu fest und zu tief. Das zeigt mit aller Deutlichkeit Hartlaub in seinem köstlichen Buch über das eigentlich schon längst fällige Thema des «Gartenzweigs». Schon seit einigen Jahren kennt die Basler Hösch-Sprache den Ausdruck «Gartäzwärg» als komisch-liebevoll, verächtliche Bezeichnung.

Hartlaub fängt mit der Schilderung der Bedeutung der Zwerge im allgemeinen mit den frühesten Kulturen an. Wir müssen ehrlich gestehen, dass wir die Stärke und den Reiz des Buches nicht in diesen paar, recht sehr vereinfachten Feststellungen sehen, die dazu nicht immer ganz eindeutig sind (was sind z.B. «geisterhaft humoristische Qualitäten» S. 11?). Festen Boden gewinnt der Verfasser als Kunsthistoriker, wo er nicht mehr mit dem Sagen- und Märchenzweig – der für ihn völlig identisch ist – zu tun hat, sondern wo seine Fachkenntnisse in Kultur- und Kunstgeschichte sich auswirken können. Er führt uns den Abnormzweig, den Hofzweig, vor, wobei er einige beachtliche Bemerkungen über dessen mögliche Beziehungen zum Aberglauben, zum Magischen macht. Dann kommen die «gobbi», wie sie Jacques Callot gezeichnet hat. Und endlich haben wir mit

den Parkfiguren aus der ersten Hälfte des 18. Jh. den direkten Vorläufer unserer Gartenzwerge. Eine der unsinnigsten Ansammlungen solcher «mascheroni», wie sie in Italien meist bezeichnet werden, findet sich aufgestellt auf der Parkmauer der Villa Pallagonia in Bagheria (schade, dass die Photos auf S. 47 die Skurrilität des Eindrucks nicht wiederzugeben vermögen). Heute noch sieht man vor einer «Kunsthandlung» in Sirmione am Gardasee eine ganze Kolonne solcher zwerghafter Missgestalten fein säuberlich aufgestellt. – Hartlaubs Buch bildet einen höchst willkommenen Beitrag zur «Geschmacksbildung» unserer Zeit; die Mickey Mouse-Filme, der «Wildwester» und das übliche Fernsehprogramm sind nur graduell, aber nicht fundamental, verschieden. Schon 1951 hatte Barbara Jones in ihrem Buch «The unsophisticated arts» (London, The Architectural Press) auf derartige Erscheinungen hingewiesen. Wildhaber

Documentatie landelijke bouwkunst. Map 2: Marken en Volendam. Arnhem, Rijksmuseum voor Volkkunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1961. 31 grosse Blätter und Begleitbüchlein mit IV, 20 S., 30 Abb. (Einführungstext von *A. J. Bernet Kempers*).

Die hier gelieferte zweite Mappe (erste Mappe besprochen in SAVk 57, 196) umfasst die Bauten von Marken, einer Insel im IJsselmeer, und von Volendam, dem berühmten Fischerdorf. In gewohnter sauberer und gleichartiger Art werden sowohl Übersichtspläne über die Inseln und die einzelnen Siedlungen geboten, welche die enge Anordnung der Gebäude auf einem sehr beschränkten Raum deutlich werden lassen, als auch die Pläne der Häuser. Es handelt sich vorwiegend um Kleinbauten, denen meist irgendwelche Wirtschaftsteile fehlen, sind sie doch Behausungen von Fischern. Teilweise stehen die Häuser auf Warften (künstlich aufgeschütteten Hügeln) oder sie sind unterpfählt. Das Wohngeschoss wird häufig vom Boden abgehoben durch Einschubung eines Zwischengeschosses, es wird aber über Aussentreppen erreicht. Alle diese Erscheinungen hängen mit der Überschwemmungsgefahr und der Höhe des Grundwasserspiegels zusammen. Die Sammlung der Grundrisse, Schnitte und Ansichten wird bereichert durch verschiedene Details. Leider tragen die Räume keine einheitlichen Bezeichnungen oder Abkürzungen dafür, so dass ihre Funktion nicht immer erkennbar ist. M. Gschwend

Gustav Ränk, Die Bauernhausformen im baltischen Raum. Würzburg, Holzner-Verlag, 1962. 120 S., 58 Abb. (Marburger Ostforschungen, 17).

Wenn ein so guter Kenner baltischer Hausbauten, wie G. Ränk, versucht, eine Übersicht über die bäuerlichen Hausformen zu geben, darf man mit Fug und Recht eine grundlegende Arbeit erwarten. Daher wird nicht nur die Variationsbreite der Hausformen, sondern auch ihre historische Tiefe eingehend besprochen. Er scheut sich auch nicht, problematische Verhältnisse als noch nicht endgültig gelöst darzustellen. Aus der geographischen Lage der baltischen Länder, die trotz wechselnder politischer Herrschaft weitgehend gleichartige soziale und wirtschaftliche Verhältnisse aufwiesen, ergeben sich Einflüsse aus Ost (slavisches Rauchstubenhaus) und aus dem Westen (mitteleuropäisches Flurküchenhaus), welche sich hier treffen und durchdringen. Beide bilden heute noch die wichtigsten Wohnhaustypen, während die dritte Form (die Riegenwohnung) eine rein örtlich entwickelte darstellt, die im übrigen Europa fehlt. Ähnlich wie in andern Ländern sind alte, ursprünglich als Wohnhäuser dienende Hausformen im Laufe der Entwicklung zu landwirtschaftlichen Nebengebäuden herabgesunken oder verschwanden völlig (z. B. Namas = litauisches Herdhaus, kombiniert mit Ställen). Andererseits steht die alte Badestube in Verbindung mit einer Kochhütte in naher Beziehung zu den Rauchstubenhäusern, deren uns nächste Vorkommen in den österreichischen Alpen von V. Geramb beschrieben wurden. Ganz besonders bemerkenswert ist die schwarze Küche im Flurküchenhaus, ein zentraler gemauerter Raum mit gewölbter Decke, ursprünglich ohne Rauchabzug. Schon zu Anfang des letzten Jahrhunderts wurden sie jedoch mit Schornsteinen versehen, sogar früher schon mit hölzernen, die in der Form vermutlich unsern Bretterkaminen entsprechen haben dürften (fälschlicherweise «Burgunderkamin» genannt). Die Riegenwohnung stellt die Besonderheit des baltischen Raumes dar. Sie enthält ursprünglich eine Tenne, eine Riegenstube (heizbar, Dörrgerüst) und eine Kammer. Mannigfache Möglichkeiten

der verschiedenen Raumordnung und Raumgestaltung bieten sich an. Da im winterkalten baltischen Gebiet die Heizvorrichtung eine grosse Rolle spielt, nimmt die Besprechung der Feuerstellen, Herde und Öfen einen breiten Raum ein. In dieser kurzen Besprechung können wir nicht auf weitere bemerkenswerte Einzelheiten eingehen, sind aber froh, dass ein hauskundlich so aufschlussreiches Gebiet in einer grundlegenden Übersicht behandelt wurde.

M. Gschwend

Schleswig-holsteinische Volksmärchen. [Bd.3]: (A Th 670–960). Aus den Sammlungen der Kieler Universitätsbibliothek, der Schleswig-holsteinischen Landesbibliothek und des Germanistischen Seminars der Universität Kiel hrsg. und mit Anmerkungen versehen von *Kurt Ranke*. Kiel, Ferdinand Hirt, 1962. 399 S. (Veröffentlichungen der Schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft, N.F. 30).

Die beiden 1955 und 1958 erschienenen früheren Bände dieses prächtigen, regionalen Märchenwerkes haben wir in SAVk 54 (1958) 59f. angezeigt. Was wir dort im allgemeinen von der Anlage des Unternehmens und von Kurt Rankes souverän-überlegener Meisterei sagten, gilt ohne Einschränkung auch für den kürzlich herausgekommenen dritten Band. Er umfasst die für Schleswig-Holstein belegten Märchen mit den Typennummern 670–960 des Aarne-Thompsonschen Klassifikationssystems. Damit ist die Gruppe der Zauber-, Legenden- und Novellenmärchen beendet. Es werden wieder, wie früher, die schleswig-holsteinischen Fassungen der Typen abgedruckt; gelegentlich werden auch Texte zum besseren Vergleich nebeneinander gestellt. Damit ergeben sich eine ganze Reihe von Möglichkeiten der Auswertung, welche uns einen Einblick in die «Biologie» der Märchen erlauben. Ranke macht – unter Angabe von Beispielnummern – aufmerksam auf Generationsfassungen, Dorfökotypen, Regionalredaktionen und Stabilität des persönlichen Erzählgutes. Für den Bereich der Traditionswanderungen ist die Feststellung wichtig, dass Schleswig-Holstein durchaus nicht immer nur die Brücke zwischen skandinavischem Norden und deutschem Süden darstellt, sondern dass es für einzelne nordeuropäische Erzähltypen das südlichste Verbreitungsgebiet bildet. Sieben Typen sind neu und finden sich auch in der dritten Auflage des Thompsonschen Type-Index noch nicht. Für die Art und Weise der Verbreitung und Aufnahme des Erzählstoffes ist der Hinweis auf Märchenversionen Fliegender Blätter aufschlussreich. Ranke beabsichtigt, in nächster Zeit einen Band derartiger «modern» gefasster Märchen zu publizieren und damit eine merkwürdige Seite der «Volkskultur in der technischen Welt» zu erhellen. Wie weit die Forschung seit Bolte-Polívka fortgeschritten ist, und wie gründlich Rankes Stoffbeherrschung ist, zeigt sich wohl am deutlichsten darin, dass er zu jedem Typus weitere deutsche Fassungen (teilweise auch aus Österreich, der Schweiz und dem Elsass) beisteuern kann, und zwar nicht nur einige wenige, sondern gelegentlich 50 und noch mehr. Gerade diese Reichhaltigkeit der Belege macht Rankes Märchenwerk zu einer wahren Fundgrube für «Erscheinungen aus dem Leben der Märchen» (ich werde immer wieder an den Parallelfall der Müllerschen Urner Sagen erinnern). Wir wollen deshalb gerne hoffen, dass die weiteren geplanten Bände (Tiermärchen und Dummer Teufel) realisiert werden können.

Wildhaber

Waldemar Liungman, Die schwedischen Volksmärchen. Herkunft und Geschichte. Berlin, Akademie-Verlag, 1961. XXVI, 382 S. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 20).

1952 erschien in Schweden Liungmans dritter Band seiner grossen Sammlung «Sveriges samtliga folksagor i ord och bild»; dieser dritte Band – «Varifrån kommer våra sagor?» – bildete den ausführlichen Kommentar zu seinen früher publizierten Tiermärchen (Aa Th 1–299), Zaubermärchen (Aa Th 300–981) und Schwänken (Aa Th 1000–2411). Mit dieser gross angelegten, weite Welten und lange Zeiten umspannenden Übersicht über die Geschichte und Herkunft der schwedischen Märchen stellte sich Liungman neben Bolte-Polívka, und es war eigentlich zu hoffen und zu erwarten, dass dieses Werk ins Deutsche übersetzt würde. Elsbeth Umlauf hat sich dieser Aufgabe mit viel Geschick unterzogen, und der Akademie-Verlag in Berlin hat das Verdienst, das Buch herausgebracht zu haben.

Wohl geht es nur um die in Schweden aufgezeichneten und belegten Märchen; für diese wird aber alles herangezogen, was überhaupt über ihre Geschichte bekannt ist. So entstehen denn zu einer ganzen Reihe von Märchentypen geradezu kleine, komprimierte Monographien. Vom ersten Vorkommen in ägyptischen, persischen, indischen oder antiken Quellen an, über die mittelalterlichen Belege, führt der Weg zu den Verbreitungsgebieten der neuen Zeit. Die wesentlichen Abweichungen vom Normaltyp, die wichtigsten Varianten in den einzelnen Ländern werden ebenso erwähnt wie die hauptsächlichsten Werke zum behandelten Thema. Dem Verfasser liegt besonders daran – wie er in seinem Vorwort ausführt – «das Vorkommen des qualitativ und quantitativ gleichartigen Märchentypenbestandes in Dänemark, Norwegen und Schweden» aufzuweisen, «sowie das bemerkenswert oft vorkommende Verbreitungsbild: Frankreich, Belgien, Niederlande, Deutschland und die nordischen Länder» zu belegen. Bei jeder der drei grossen Hauptgruppen – Tiermärchen, Zaubermärchen, Schwänke – gibt er jeweils eine kurze Übersicht über die wichtigste ältere Literatur. Darauf folgt die Behandlung der einzelnen Typen: knappe Inhaltsangabe, erstes Auftreten, mögliche «Traditionswanderwege», Parallelen und Kontaminationsformen. Nützlich und wertvoll ist der beigefügte Quellenachweis, der sich aber auf einige wichtige Etappen in der Geschichte des jeweiligen Typus beschränkt und sich damit auch in dieser Hinsicht vom anderen bedeutenden Märchenwerk unserer Tage, demjenigen von Kurt Ranke, unterscheidet. Wildhaber

Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Im Auftrag der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker e.V. herausgegeben von Karl Schulte Kemminghausen und Georg Hüllen. Bd. 2. Münster/Westf., Aschendorff, 1961. 248 S.

Ottima l'idea di dare ogni fiaba oltre che in una fedele traduzione tedesca anche nella lingua e nella grafia originale e più che mai simpatico il fatto di vedere accanto a popoli grandi anche popoli piccoli o perfino minuscoli gruppi etnici. Se p.es. la Spagna è rappresentata con dei testi in catalano e in un dialetto portoghese di confine, la Svizzera con una fiaba retoromanza dai Grigioni, l'Italia con testi in friulano, la Jugoslavia in sloveno e in serbocroato, ciò è un contributo positivo acchè la consapevolezza della dannosità di una divisione in «grandi» e «piccoli» si faccia strada nella vita di ogni giorno proprio dal mondo della fiaba che, se distingue, distingue semmai tra «buoni» e «cattivi». I 33 racconti riuniti nel presente volume sono redatti in 17 lingue e si susseguono in ordine alfabetico secondo 14 paesi in esso rappresentati: Austria, Belgio, Irlanda, Grecia, Spagna, Finlandia, Francia, Germania, Inghilterra, Svizzera, Italia, Svezia, Unione Sovietica, Jugoslavia. La società che pubblica questa collezione non ha un carattere prevalentemente scientifico, ma piuttosto divulgativo. Sono quindi tanto più degni di rispetto sia il non lieve sforzo organizzativo per mettere insieme ogni anno un così bel «fardello», sia la coscienziosità o precisione con cui è curata la stampa. Qua e là c'è tuttavia qualche ombra. Così p.es. il testo austriaco non può nascondere il suo spiccato carattere letterario; esso è scritto, sì, in dialetto tirolese ma da un autore colto, al quale almeno due racconti popolari hanno dato lo spunto per crearne – lavorando di fantasia – uno nuovo, forse «più bello» ma meno autentico. Alla regola delle traduzioni in tedesco è stata fatta una unica eccezione: con dispiacere di quanti non siamo addentro nella filologia germanica i due testi in bassotedesco non hanno il loro corrispondente altotedesco. E da non tacere infine una trasgressione: nel titolo è detto che ci troviamo davanti a delle «fonti inedite», però i testi irlandesi e quelli finlandesi risultano già pubblicati. Auguriamoci che questa bella iniziativa di intensificare cioè le conoscenze reciproche per entro alla grande famiglia dei popoli europei, possa prosperare. Milko Matičetov

Hlučínsky pohádkář Josef Smolka. Pohádky, povídky a vyprávění Josefa Smolky zapsal, úvodem a poznámkami opatřil Antonín Satke. Ostrava, Krajské nakladatelství, 1958. 264 p., 75 ilustrazioni, 1 cartina. Riassunto in inglese.

Non è mai tardi segnalare un ottimo libro com'è questa monografia consacrata ad un narratore ceco. Per merito di Antonín Satke siamo venuti a conoscenza di un altro artista

della parola. Josef Smolka, nato (1874) nel distretto di Hlučín tra Opava e Ostrava al confine tra Slesia e Moravia, conosciuto dal Satke nel 1950, gli ha dettato 55 testi, pubblicati in extenso. Un'ampia introduzione di circa ottanta pagine ci informa minutamente sulla vita, sul carattere, sulla lingua e sullo stile del narratore, sulle sue fonti, sull'interdipendenza tra vita e racconto, perfino sul suo modo di cantare. In fondo c'è un discreto apparato critico ed un dizionarietto delle espressioni dialettali ricorrenti nei testi.

Josef Smolka che nel libro è ritratto nelle pose più svariate durante la narrazione, viene senza dubbio ad accrescere le file dei narratori di fama internazionale, come sono la Vinokurova (Azadovskij), Taikon (Tillhagen), ÓConaill (Duilearga), Gerrits (Henssen), Barba Plasch (Uffer). Due di essi, Taikon e Barba Plasch, hanno già avuto l'onore di essere stati tradotti in tedesco – in ambo i casi ciò è avvenuto in Svizzera – e così resi noti ad un pubblico ben più vasto. Forse un giorno tale fortuna potrebbe arridere anche all'irlandese ÓConaill e al čeko Smolka? Chi, non conoscendo quelle lingue, prende in mano i bei volumi, prova un forte rammarico di non potersene servire. Milko Matičetov

Friedrich Mössinger, Die Sage vom Rodensteiner. Verbreitung, Motive und Entstehungsgeschichte. Mainz, Verlag Dr. Hanns Krach, 1962. 79 S., Abb.

Wir dürfen für jede Sagenmonographie dankbar sein, ganz besonders, wenn sie mit einer derartigen Umsicht und weisen Zurückhaltung in Deutungsversuchen durchgeführt wird, wie es Mössinger für die Sage vom Rodensteiner tut. Es handelt sich um einen Typus, der in den Kreis der Wilden Jagd gehört; sein Vorkommen im Odenwald ist teilweise vermischt mit den ähnlichen Lindenschmidtsagen und den allgemeinen Wildjägersagen. Auch die Hauptgestalten dieser Sagen, der Rodensteiner, der Schnellerts und der Wilde Jäger, werden manchmal einander gleichgesetzt, so dass der Verfasser erklären muss, dass eine genaue Abgrenzung der drei Bezeichnungen unmöglich und zur Deutung auch unnötig sei. Im Grunde genommen handelt es sich nur um den Geisterzug zwischen zwei Burgen, der Krieg oder Frieden ankündigt. So wird die Sage 1742 in den «Reichenberger Protokollen» aufgeschrieben. Von da an taucht sie immer wieder bei nahendem Krieg auf; das geschieht bis in die letzten Jahre, allerdings öfters stark vereinfacht und auch nüchtern erzählt. Neben einer eigentlich volkstümlichen Form unterscheidet er auch eine «nationale» und eine «romantische» Sagenform. Die nationale Form hat sicher ihren Ursprung nicht im Volk, sondern in irgendwelchen Erzählungen Gebildeter. Bei der romantischen Sagenform, in der die Figur des Ritters und vor allem des Raubritters heraustritt, wirken Dichtungen und Sagen anderer Art ein, die sich leicht auf den Rodenstein übertragen liessen. Weitere Übertragungen stammen von Schatz- und Erlösersagen. Mössinger untersucht dann die wichtigsten Züge der Sage vom Rodensteiner; er hebt hervor: den Geisterzug und die Nebenzüge, welche alle zum Wilden Heer gehören: die Jagd mit Hundegebell und Pferdegetrappel, Peitschenknallen und Rufen der Jäger, den Geisterwagen und den Galgen, an welchem die Jagd vorbeibraust. Als Sondermotive treten deutlich der Durchzug durch die offen stehende Scheune und die Vorankündigung des Krieges hervor. Die verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten dieser Sage werden von Mössinger sorgfältig erwogen und abgewogen. Das Geschlecht der Rodensteiner und seine Geschichte kann zur Kenntnis der Sage und ihres Ursprungs nichts beitragen. Ebenfalls ist es nicht zugänglich, im Odenwald eine grosse Zahl von «heiligen, germanischen Plätzen» sehen zu wollen. Wir werden eher sagen müssen, dass gespenstische Totenheere, welche durch die Luft dahinziehen und Lebende schrecken, nicht nur bei germanischen Völkern, sondern in viel weiterem Umkreis vorkommen; ihre Ursprünge liegen in «alten, zeitlos-primitiven Vorstellungen». Es ergibt sich also als logische Konsequenz für Mössinger, zur Deutung der Sagenentstehung die Fragen der seelischen Erregungszustände, der Kultbräuche germanischer Männerbünde und die Urerlebnisse in tiefenpsychologischer Sicht in Betracht zu ziehen. Wildhaber

Iso Baumer, Rätoromanische Krankheitsnamen. Bern, Francke Verlag, 1962. 202 S. (Romanica Helvetica, 72).

Die vorliegende Sammlung von Ausdrücken und Bezeichnungen aus einer etwas ab-

liegenden Spezialsprache beruht vor allem auf den Materialien des Dicziunari Rumantsch Grischun. Zur Vervollständigung wurde alle mögliche einschlägige Literatur nach medizinischen Bezeichnungen exzerpiert, wobei auch Manuskripte in bedeutendem Masse beigezogen wurden. Die Aufnahmen im Gelände sollten weniger neue Termini zu Tage fördern, als vielmehr gewisse Unsicherheiten der Textstellen abklären und zeigen, wie weit das bereits gesammelte Wortmaterial noch heute im lebendigen Sprachgebrauch verankert ist. Der überaus reiche Stoff wird nun geordnet und dargestellt. Ein eigentliches Begriffssystem lehnt der Verf. ab, da es all den verschiedenen Überschneidungen von deutsch-romanisch, alt-neu, medizinisch-gelehrt-volkstümlich nicht gerecht zu werden versprach. So entschloss sich der Verf., die Krankheiten nach grossen Gruppen zu ordnen. Ein erstes Kapitel umfasst alle Ausdrücke vom Gesundsein bis zur Agonie, ein weiteres ansteckende Krankheiten. Dann werden die Krankheiten nach den Organen, die sie befallen, aufgeteilt: Atmungsorgane, Verdauung, Gehirn- und Nervenkrankheiten, Glieder, Sinnesorgane und schliesslich Hautkrankheiten mit all den vielen, oft oberflächlichen Verletzungen. Überall ging es darum, den Ausdruck möglichst genau abzugrenzen, eventuelle regionale Unterschiede festzuhalten und auch volkstümliche Anschauungen, sowie gewisse Heilmethoden und -mittel anzuführen. Der ganze erste Teil stellt eine sehr sauber ausgearbeitete Materialsammlung dar. Ein zweiter Teil bespricht die Art der Namentgebung, wo den Volkskundler vor allem die Entlehnungen oder die Metaphern interessieren dürften. Ein letztes Kapitel streift noch die Benennungsmotive, wo mit den Titeln «personifizierte und dämonisierte Ursachen», «religiöse Motive» und «Tabu» bereits eigentlich volkskundliche Kategorien berührt werden. Sehr sorgfältig zusammengestellte Register, die zu einem eigentlichen medizinischen Wörterbuch anwachsen, schliessen den Band ab.

Obleich die Arbeit vornehmlich sprachliche Probleme behandelt, werden doch immer wieder volkskundliche Aspekte sichtbar. Es ist zum Beispiel eigentümlich, dass die Missbildungen und Erkrankungen des Auges Grund für eine reiche Auswahl von Ausdrücken und Wendungen gaben, während andererseits die Gehörmängel kaum bezeichnet werden. Auch die grosse Auswahl von Bezeichnungen der Diarrhöe erklärt sich zum grossen Teil durch die Verwendbarkeit eines Ausdrucks nur in einem ganz bestimmten Milieu. Es fällt auch auf, und der Verf. hat dies weitgehend berücksichtigt, dass oft eine Krankheit mehr beschrieben als genau bezeichnet wird. Kommt diese Tendenz nicht daher, dass der Patient dem Arzt gegenüber versucht, die Symptome zu charakterisieren? Der Arzt wird daraus die genaue Bezeichnung, die ja doch «lateinisch» ist, schon finden. An vielen Punkten, vor allem mit den Heilmitteln, betreten wir das sehr verlockende Gebiet der Volksmedizin. Wir möchten dem Verf., der sich ja auch mit volkskundlichen Studien befasst, zurufen, dem ersten sprachlichen Band der Arbeit einen zweiten volkskundlichen folgen zu lassen. Seine Kenntnisse in dieser Materie prädestinieren ihn geradezu, die Rolle der Krankheit im alltäglichen Leben zu erforschen. Warum gibt es Krankheiten, die man verheimlicht, die man nicht haben darf? Welche gehören dazu? Welches sind die alten Heilmethoden? Um eine solche Studie zu verfassen, wären wohl in weiterem Rahmen Gewährleute abzufragen. Welchen Schatz an Kenntnissen von traditionellen Mitteln hüten nicht ältere Hebammen und andere meist ledige Frauen, die in abgelegenen Dörfern sich der Krankenpflege widmen. Nachdem der Verf. das Stoffgebiet von der sprachlichen Seite so schön erschlossen hat, wären wir gespannt, eine weitere Darstellung der Materie aus volkskundlicher Schau zu erhalten.

W. Egloff

William A. Lessa, *Tales from Ulithi Atoll. A Comparative Study in Oceanic Folklore*. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1961. X, 493 S., 2 Appendices, 5 Karten. (Folklore Studies, 13).

Der Verf. arbeitete zwischen 1947 und 1949 neun Monate lang auf dem Atoll Ulithi, nordöstlich der Insel Yap im westlichen Teil der Zentralen Karolinen, Mikronesien. Seine Forschungen waren Teil eines aussergewöhnlich umfangreichen Programmes, das der Pacific Science Board des National Research Council auf Veranlassung der U.S. Navy durchgeführt hatte. Die Ergebnisse dieser Coordinated Investigation of Micronesian Anthropology (CIMA) sind zum Teil nur in vervielfältigten Manuskripten verfügbar, und die Forschungsarbeiten konzentrierten sich auf eine Bestandsaufnahme der mikronesischen Kultur nach dem Zweiten Weltkrieg für Zwecke der Verwaltung und des Wiederaufbaus einer der Bevölkerung und den besonderen Lebensumständen entsprechenden Wirtschaft. Natürlich haben diese Forschungen viele Ergebnisse erbracht, die nicht unmittelbar mit der Zielsetzung des Programmes zusammenhängen. Eines der bemerkenswertesten Nebenprodukte (S. VII) ist ohne Zweifel die vorliegende Untersuchung von William A. Lessa, Professor of Anthropology an der University of California, Los Angeles.

Lessa gliedert sein Buch in drei Abteilungen, deren erste die vierundzwanzig Erzählungen von Ulithi mitteilt, welche als Ausgangsmaterial für die weitere Untersuchung dienen. Die Klassifizierung erfolgt rein empirisch: Erzählungen von prominenten Heroen (Iolofäth, Motikitik), Erzählungen von irdischen Geistern, Erzählungen über Stiftung menschlicher Zustände und Kenntnisse, erotische Erzählungen, Erzählungen von Ogren, Tiererzählungen und schliesslich «Verschiedenes».

Die zweite Abteilung behandelt sechzehn Erzählungstypen mit ihrer Verbreitung in Indonesien, in der Südsee und Australien. Der Verfasser stützt sich dabei auf den Index von Aarne-Thompson, und ergänzt in Anpassung an sein Material diesen Index um fünfzehn weitere Typen. Nur der Typus 931 (Oedipus) taucht als bereits bekannter im Ulithi-Material auf.

Die dritte Abteilung bringt fünfzehn Motive und behandelt deren Verbreitung in Ozeanien (A 814, A 955.8, A 2345.9+, D 150, D 1552.2, D 1611, F 61.3.1, F 80, J 157, K 959.6, R 231, T 541.4, T 615 und Z 71.16.2). In den beiden Appendices schliesslich nennt Lessa seine Informanten und stellt einen Motivindex für sein Ulithimaterial auf.

Die besonderen Schwierigkeiten des Unternehmens bestanden in dem Umstand, dass der Index von Aarne-Thompson zur Zeit dieser Untersuchungen noch nicht den Index für Melanesien von Kirtley verarbeitet hatte, und dass sowohl Indonesien wie Australien noch nicht in dem Index berücksichtigt worden sind. Bei der Auswahl des Vergleichsmaterials hat Lessa eine sorgfältige Quellenkritik geübt, die nach Möglichkeit nur die wirklich erste Fassung einer Erzählung in der europäischen Literatur heranzieht. In jedem einzelnen Fall bespricht er zuerst sein Ausgangsbeispiel aus dem Ulithimaterial, präsentiert die Kognaten aus den anderen Kulturprovinzen Ozeaniens, grenzt diskutabile aber nicht ganz klare Kognaten ab, analysiert die explanatorischen Elemente, kritisiert symbolische Deutungen verschiedener europäischer Autoren und gibt zuletzt Überlegungen zur mutmasslichen Herkunft der einzelnen Typen und Motive auf Grund ihrer geographischen Verbreitung. Das Buch ist eine Pionierleistung auf dem Gebiet der ozeanischen Mythologie. Die kritische Auseinandersetzung wird sich vor allem mit der Klassifizierung, der Bewertung der explanatorischen Elemente und den Schlussfolgerungen aus der geographischen Verbreitung zu befassen haben.

Carl A. Schmitz, Basel